

„Männliches Lustprinzip“ und „weibliches Frustprinzip“?

Ernährung, Emotionen und die soziale Konstruktion von Geschlecht¹

Monika Setzwein, Ascheffel

Unterschiede im Ernährungsverhalten der Geschlechter sind seit langem empirisch identifiziert. Doch was sind die Hintergründe dafür? Ausgehend von aktuellen Ansätzen der sozialwissenschaftlichen Genderforschung soll im Folgenden die These erhärtet werden, dass unsere Umgangsweisen mit der Ernährung – die Essgewohnheiten, Nahrungsvorlieben, Einstellungen zum Essen usw. – (auch) der sozialen Herstellung von „Weiblichkeit(en)“ und „Männlichkeit(en)“ dienen. Am Beispiel geschlechtstypischer Unterschiede bei der Lust am Essen soll abschließend verdeutlicht werden, in welcher Weise auch die emotionalen Zugänge zur Ernährung mit gesellschaftlichen „Geschlechterglaubensvorstellungen“ [15] und der sozialen Konstruktion von Geschlecht in Verbindung stehen.

Einführung

Seit einigen Jahren stoßen die Beziehungen zwischen Ernährung und Geschlecht auf ein stetig wachsendes Interesse in der Fachöffentlichkeit. Vor dem Hintergrund geschlechtstypischer Unterschiede im Ernährungsverhalten, wie sie in empirischen Untersuchungen immer wieder zu Tage treten, werden gegenwärtig z. B. Fragen einer geschlechtergerechten Gesundheitsförderung diskutiert [1]. Vermehrt setzt sich die Erkenntnis durch, dass erfolgreiche Beratungs-, Präventions- und Therapiekonzepte geschlechtssensibilisierte Zugänge erfordern. Um diese herzustellen, reichen die herkömmlichen Betrachtungsweisen der Ernährungswissenschaften jedoch nicht aus.

Es genügt nicht, Daten zum Verzehrverhalten zu erheben, diese nach „männlich“ und „weiblich“ zu sortieren oder geschlechtsdifferente physiologische Bedarfe an einzelnen Nährstoffen zu berechnen. Was fehlt, ist das Schaffen theoretischer Anschlussstellen, ist das Aufspannen eines größe-

ren Interpretationsrahmens, in den die vorgefundenen unterschiedlichen Umgangsweisen von Frauen und Männern mit der Ernährung einge-

ordnet werden können [2–5]. Zwar geben empirische Studien einen recht guten Überblick darüber, welche Merkmale „männliche“ und „weibliche“ Ernährungsstile kennzeichnen (vgl. Tab. 1), doch auf welche Weisen sich geschlechtstypische kulinarische Kulturen sozial konstituieren, bleibt im Dunkeln. Weiterhelfen können an dieser Stelle die Erkenntnisse der sozialwissenschaftlichen Genderforschung. Denn mit ihnen lässt sich die gewohnte Sichtweise nicht nur ergänzen, sondern geradewegs in ihr Gegenteil verkehren: Statt danach zu fragen, inwieweit das Geschlecht als quasi „unabhängige“ Größe das Ernährungsverhalten bestimmt, wird die These formuliert, dass umgekehrt das

Tab. 1: Geschlechtstypische Unterschiede im Ernährungsverhalten

	Männer	Frauen
Lebensmittelverzehr	mehr und häufiger (rotes) Fleisch, Fleisch- u. Wurstwaren, Alkoholika, häufiger energiereiche Speisen	mehr und häufiger einheimisches Frischobst, Gemüse, Quark, Rohkost, häufiger vegetarische Kost
Nahrungspräferenzen	Fleischgerichte, deftige Kost, scharfe Gewürze, herbe Getränke (Beispiele: Jägerschnitzel, Currywurst, Maggiwürze, eingelegte Peperoni, Bier)	Gemüse- und Nudelgerichte, leichte Kost, Süßspeisen (Beispiele: Folienkartoffeln, Nudelauflauf, Salat, Vanille, Zimt)
Einstellungen zur Ernährung	häufiger unkompliziertes Verhältnis zum Essen Relevanz der Ernährung für die eigene Gesundheit wird meist niedriger eingeschätzt als die Bedeutung von Sport und Bewegung	häufiger ambivalentes Verhältnis zum Essen Ernährung hat häufig zentralen Stellenwert in den Gesundheitskonzepten höhere Bereitschaft, das eigene Essverhalten nach Maßgabe einer „gesunden Ernährung“ zu verändern
Umgang mit dem Essen	häufiger lustbetont häufiger am eigenen Geschmack/ Genuss orientiert Diäten eher aus gesundheitlichen Gründen höhere Prävalenz von Risikoverhalten (z.B. Alkohol)	häufiger kontrolliert und gezügelt häufiger an sozialen Normen (Gesundheit, Attraktivität) orientiert häufiger Diäten zur Gewichtsreduktion, höhere Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper höhere Prävalenz von gestörtem Essverhalten

Quelle: eigene Aufstellung nach Ergebnissen unterschiedlicher Studien

¹Überarbeitete Fassung eines Vortrags anlässlich des 46. Bundeskongresses des Verbandes der Diätassistenten – Deutscher Bundesverband e. V. im Mai 2004 in Dresden.

Ernährungsverhalten eine Möglichkeit darstellt, das Geschlecht sozial allererst herzustellen. Dieser Perspektivenwechsel beinhaltet demnach, nicht die Auswirkungen der (unhinterfragt angenommenen) Geschlechterdifferenz in der Ernährung nachzuzeichnen, sondern zu untersuchen, wie im Medium von Essgewohnheiten, Nahrungspräferenzen, Einstellungen zum Essen usw. „Männlichkeit(en)“ und „Weiblichkeit(en)“ sozial produziert werden. Der Gewinn dieses Perspektivenwechsels liegt auf der Hand: Er schafft Zuwegungen zu den sozialen und kulturellen Hintergründen geschlechtsdifferenter Essstile, deckt dahinter stehende Mechanismen auf und gibt den Blick auf die unsichtbare Logik frei, die den „männlichen“ und „weiblichen“ Umgangsweisen mit der Ernährung zu Grunde liegt.

Wie Geschlechter gemacht werden ...

Die erste Frage, die sich nun stellt, ist: Wie werden die Geschlechter „sozial produziert“? Dass derlei Überlegungen zum Zustandekommen der zweigeschlechtlichen Ordnung außerhalb der Genderforschung eher selten angestellt werden, hat ganz offenkundig damit zu tun, dass die Zweigeschlechtlichkeit als etwas begriffen wird, das quâ Natur vorgegeben ist. Aber die biologische Geschlechterdifferenz hat nur äußerst bedingt etwas mit der sozialen und kulturellen Ausgestaltung von Geschlechterverhältnissen zu tun. In historischen und ethnographischen Studien konnte sogar gezeigt werden, dass die gesellschaftlichen Vorstellungen von „Frauen“ und „Männern“ die Wahrnehmung der „natürlichen“, biologisch-körperlichen Geschlechtsunterschiede strukturiert [6–8]. Beim Geschlecht handelt es sich keineswegs um ein Naturphänomen, das sich lediglich ins Gesellschaftliche hinein verlängert. Vielmehr lässt sich das Geschlecht als eine soziale Praxis und Institution begreifen (gender), die zwar eine materielle Basis (sex) hat, von dieser jedoch qualitativ unterschieden ist. Und dieser Unterschied ist entscheidend: Denn die Natur wird nicht von kulturellen Eingriffen bloß überformt, sondern die Kultur besitzt einen eigenständigen, von der Natur nicht determinierten Status. Entsprechend muss die binäre Opposition von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ als kulturelles Sys-

tem gewertet werden, das nicht auf biologische Notwendigkeiten rückführbar ist. Es ist etwas Eigenständiges, das auf einem sozialen Ordnungsbedürfnis beruht. So betrachtet ist das Geschlecht primär ein Merkmal der Sozialorganisation von Gesellschaften, das sich als Merkmal von Personen dadurch verwirklicht, dass alle Menschen dem Zwang unterliegen, sich selbst und die anderen aktiv in das zweigeschlechtliche Ordnungsmuster einzuarbeiten [9]. In diesem Prozess der sozialen Konstruktion von Geschlecht geht es sowohl darum, das eigene Geschlecht in möglichst eindeutiger Weise zum Ausdruck zu bringen, als auch darum, die Geschlechtsinszenierungen der anderen Interaktionspartner richtig zu deuten (doing gender) [10]. Die Unterschiede zwischen Männern und Frauen werden im gegenseitigen Miteinander, in der sozialen Praxis, produziert und durch Prozesse der Institutionalisierung verfestigt und auf Dauer gestellt. Als Institution ist gender damit zugleich beides: Handeln und Struktur. Das Geschlecht ist also etwas, das eine Person nur hat, indem sie es tut, und etwas, das stets neu getan werden muss, weil es als Ordnungsmuster immer schon da ist [11].

... und welche Rolle die Ernährung dabei spielt

Für die soziale Konstruktion von Geschlecht besitzen kulinarische Verhaltens-, Umgangs- und Ausdrucksweisen eine ganz besondere Bedeutung. Als direkt auf den Körper zugreifende Praktiken (re-)produzieren Ernährungsstrategien die Ordnung der Geschlechter nämlich nicht nur auf einer symbolischen Ebene, wie dies z. B. auch über die Sprache geschieht. Vielmehr umgreift das Essverhalten zusätzlich die sinnlich-materielle Dimension der Herstellung von Geschlecht, indem die kulturelle Praxis das Fleisch formt und mit spezifischen leiblichen Erfahrungen und Empfindungen in Wechselwirkung steht.

Es lassen sich eine Vielzahl von Verhaltensweisen rund um die Ernährung beobachten, die in das doing gender – die aktive Geschlechtsarbeit – eingebunden sind. So werden etwa Mäßigung und Zurückhaltung beim Essen eher als „weibliches“ Verhalten gewertet, während ein kräftiges Zulangen und ein schnelleres Esstempo als eher „männliche“ Erscheinungsformen gelten. Es gibt kulinarische Handlun-



Foto: Bilderbox

Grillen als männliche Domäne – Schon in frühen Jahren werden Rollenbilder geprägt.

gen, die uns „unweiblich“ vorkommen, wie das kräftige Zubeißen in eine fette Haxe, die Vorliebe für blutige Steaks oder hastiges Trinken aus der Flasche. Umgekehrt finden wir es eher „unmännlich“, wenn mit gespitzten Lippen am Rand eines Trinkglases genippt oder an rohen Möhren geknabbert wird. Auch Verzehrssituationen sind geschlechtlich codiert. So ist das Kaffeekränzchen – anders als noch im 18. Jahrhundert – eine als „weiblich“ betrachtete Domäne, der Stammtisch in der Eckkneipe gilt stattdessen als „männliches“ Terrain. Sogar bei den Zubereitungsformen lassen sich entsprechende Zuweisungen erkennen. Kochen, Backen, Schmoren gelten als typisch „weibliche“ Kompetenzfelder – zumindest wenn es um die alltägliche und unbezahlte Beköstigung der Familie geht. Das Grillen im Freien ist dagegen ein bevorzugter Ort für Männlichkeitsdarstellungen. Selbst Geschmacksrichtungen weisen eine geschlechtsstereotype Ordnung auf. Herbe, bittere Schokolade geht z. B. explizit als „Herrenschokolade“ über den Ladentisch, „mild“, „leicht“ und „soft“ sind Attribute, die eher den „weiblichen“ Geschmack bedienen sollen usw. Und manchmal geben schon die Namen von Speisen Hinweise auf ihr Geschlechterimage: „Holzfällersteak“, „Jägerschnitzel“, „Großer Hans“ und „Strammer Max“ versprechen andere geschmackliche und symbolische Qualitäten als „Birne Helene“, „Crêpe Suzette“ oder das „errötende Mädchen“.

Es ließen sich noch zahlreiche ähnliche Beispiele auflisten, und das Prinzip, das dahinter steht, ist stets dasselbe: Es handelt sich hierbei um zirkuläre Sexuierungsprozesse, in deren Verlauf Objekten, Verhaltensweisen, körperlichen Merkmalen, sozialen Räumen usw. ein Geschlecht zugeschrieben wird, das seinerseits wiederum vergeschlechtlichend wirkt [12]. In dem Maße, in dem z. B. Blattsalat auffällig häufiger und in größeren Mengen von Frauen gegessen wird als von Männern, wird er für „weiblich“ gehalten, und der Verzehr von Blattsalat erscheint somit als „weibliches“ Verhalten, das in der interaktiven Herstellung von Geschlecht einen entsprechenden Geschlechtersinn transportiert und zur Markierung von „Weiblichkeit“ eingesetzt werden kann. Bestimmte Nahrungsmittel und Umgangsweisen mit der Ernährung werden – im Einklang mit übergeordneten symbolischen Ordnungssystemen – geschlechtlich codiert (gendered) und zu Zeichen gemacht, mittels derer die Geschlechtszugehörigkeit kommuniziert werden kann. Besonders eingängige Beispiele hierfür sind Fleisch und Alkohol als Statthalter der „Männlichkeit“. Auf „weiblicher“ Seite sind dagegen das Diäthalten und der kontrollierte Umgang mit dem Essen die auffälligsten geschlechtssinnstiftenden Praktiken. Nicht zufällig konnte in sozialpsychologischen Experimenten gezeigt werden, dass eine Frau, die während einer Mahlzeit geringe Nahrungsmengen zu sich nimmt, in höhe-



Foto: Bilderbox

Der kontrollierte Umgang mit dem Essen wird als „typisch weiblich“ beurteilt

rem Maße als „feminin“ (d. h. in diesem Fall: attraktiv, gut aussehend, emotional expressiv) wahrgenommen wird, als wenn dieselbe Frau eine größere Portion verspeist [13]. Durch die Sexuierungsprozesse werden nicht zuletzt auch symbolische Geschlechtergrenzen errichtet, die Frauen und Männer – zumindest potenziell – von „gegengeschlechtlichen“ Vorlieben und Verhaltensweisen ausschließen. Die traditionell „weibliche“ Besetzung des Themas Ernährung und insbesondere die „weibliche“ Umsicht im Umgang mit dem Essen würde so auch erklären, warum Männer und speziell männliche Jugendliche für einen sensiblen, „bewussten“ Umgang mit der Ernährung schwieriger zu gewinnen sind.

Ernährung – Geschlecht – Gefühle: eine innige Beziehung

Auch die Gefühle im Umgang mit dem Essen sind in die beschriebenen Sexuierungsprozesse eingebunden. Ebenso wie die geschlechtlich codierten Nahrungsvorlieben, Verzehrssituationen, Zubereitungstechniken usw. können Emotionen als Quelle für die soziale Herstellung und Wahrnehmung von Geschlecht dienen. Gefühle sind mitnichten einzig und allein die persönliche, intime Angelegenheit als die sie erlebt werden – sie besitzen immer auch eine gesellschaftliche Dimension, sind in ihrem Auftreten und ihrer Bedeutung stets an soziale und kulturelle Kontexte geknüpft. Dies lässt sich z. B. an den feeling rules [14] veranschaulichen, die in jeder Kultur die Art, Dauer, Intensität und Ausdrucksformen von Gefühlen festlegen. Soziale Übereinkünfte regeln, wann etwa Schuldgefühle oder Eifersucht am Platz sind, in welcher Form Trauer oder Freude gezeigt werden sollen oder welches Maß an Dankbarkeit oder Ärger in bestimmten Situationen angemessen ist. Die Regeln gelten dabei nicht für alle gleichermaßen, sondern sind nach verschiedenen Kriterien wie Alter, soziale Herkunft und Geschlecht differenziert. Für Frauen und Männer gelten häufig unterschiedliche Maßstäbe für das Empfinden und Ausagieren von Gefühlen, so z. B. im Fall von Angst, Scham oder Aggressionen. Die Sexuierung von Emotionen und die durch Sozialisationsprozesse verfestigten geschlechtsdifferenzen emotionalen Kulturen besitzen – ne-

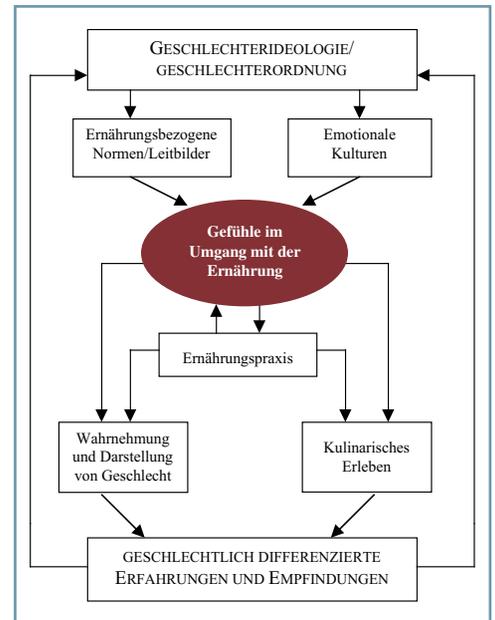


Abb. 1: Genderrelevanz von Emotionen im Umgang mit der Ernährung [nach 4]

ben geschlechtlich differenzierten sozialen Normen und Leitbildern z. B. in Bezug auf körperliche Schönheit – auch für die unterschiedlichen Umgangsweisen mit der Ernährung eine hohe Relevanz.

Ob Lust oder Unlust, Freude oder Angst die emotionale Haltung zum Essen dominieren, ist nicht nur eine Frage individueller biografischer Erfahrung. Vielmehr legen soziale Codierungen und gesellschaftliche Erwartungen Frauen und Männern unterschiedliche emotionale Haltungen nahe. Die Gefühle im Umgang mit dem Essen können interaktiv zur Kommunikation der eigenen „Weiblichkeit“ oder „Männlichkeit“ eingesetzt werden (doing gender), sie haben aber gleichfalls einen Einfluss auf das eigene Ernährungshandeln und strukturieren das kulinarische Erleben. Dadurch dringen die „Geschlechterglaubensvorstellungen“ [15] bis in die feinsten Verästelungen der subjektiven Erfahrungen und Gefühle vor – und werden wiederum durch eben diese geschlechtlich differenzierten Empfindungen bestätigt und reproduziert (vgl. Abb. 1).

Geschlechtstypische Unterschiede bei der Lust am Essen

Schon für die frühpubertäre Phase lassen sich Geschlechterdifferenzen bei der Lust am Essen feststellen. So haben in einer jüngeren Befragung z. B.

Jungen deutlich häufiger als Mädchen an, dass sie für ein gutes Essen jederzeit alles stehen und liegen lassen würden, dass das Essen zu den schönsten Dingen in ihrem Leben gehört und dass sie sich nach einer Mahlzeit besonders wohl und fit fühlen. Von den Mädchen wurden dagegen überproportional häufig körperbezogene Ängste und Kontrollwünsche geäußert. Für viele Mädchen gestaltet sich das Essen als ein Bereich, der eine potenzielle Bedrohung darstellt und deshalb mit besonderer Umsicht gehandhabt werden muss [16]. Die unterschiedlichen emotionalen Zugänge zur Ernährung werden durch elterliche Verhaltensweisen gefördert und verstärkt. Die häusliche Ernährungserziehung privilegiert Jungen in ihrem lustbetonten Umgang mit dem Essen, indem diese eher darin unterstützt werden, ihrem Appetit freien Lauf zu lassen. Mädchen, die eine „jungenhafte“ Lust am Essen zeigen, werden dagegen meist nicht als „tüchtige“ Esser für ihren „gesunden“ Appetit gelobt, sondern sehen sich im Gegenteil eher mit reglementierenden Interventionen konfrontiert. Es verwundert daher nicht, wenn für viele Mädchen und Frauen die Freude am Essgenuss und die eigenen Geschmacksvorlieben als Maßstab für das eigene Essverhalten in den Hintergrund treten. Während sich mehr als die Hälfte aller Männer repräsentativen Daten zufolge beim Essen ausschließlich von ihrem Geschmack leiten lassen, trifft dies bei den Frauen nur auf jede vierte zu. Für jede zweite Frau ist das eigene Essverhalten dagegen ein Bereich, der einer besonderen Kontrolle unterliegt [17].

„Männliche“ Ernährungsstile, so steht vor diesem Hintergrund zu vermuten, implizieren in höherem Maße positive Emotionen als „weibliche“ Umgangsweisen mit der Ernährung, und zwar deshalb, weil die unbekümmerte Hingabe an den kulinarischen Genuss Gefühle der Zufriedenheit, der Freude, des Wohlbefindens usw. hervorruft. Auf Grund der Sorglosigkeit, mit der viele Männer sich dem Essen zuwenden (dürfen), werden außerdem potenziell Gefühle der Unabhängigkeit und Überlegenheit gefördert, da die eigene Autonomie gegenüber den kulinarischen Restriktionen gewahrt werden kann, denen viele Frauen sich unterwerfen (müssen). In Übereinstimmung mit der geschlechtlichen Codierung von Gefühlen ist es auch in kulinarischer Hinsicht „männ-

lich“, sich keiner Macht zu beugen und nicht allzu ängstlich zu sein. Wenig kontrollierte Ernährungsmuster und riskante Umgangsweisen mit Genussmitteln passen daher gut in das traditionelle Männlichkeitskonzept hinein [18]. Für Frauen gestaltet sich der emotionale Zugang zur Ernährung auf der anderen Seite eher ambivalent. Die „weibliche“ Lust am Essen ist potenziell getrübt durch den gedanklichen Zusammenschluss von Attraktivität und Appetitlosigkeit, der Kontrollwünsche und Angstgefühle aufkommen lässt. Ein Einlassen auf die Esslust kann von Frauen aus diesem Grund auch leichter als Versagen empfunden und demgemäß mit negativen Gefühlen wie Scham oder Schuld quittiert werden. Diese Emotionen werden – ebenso wie die Angst – wiederum als eher typisch „weibliche“ Gemütszustände angesehen und fügen sich somit als passende, geschlechtskonforme „weibliche“ Bewältigungsform der konflikthafter Situation in die Konstruktion von „Weiblichkeit“ ein.

Im Einklang mit der Sexuierung von Gefühlen und den bestehenden geschlechtstypischen emotionalen Kulturen kann der Ausdruck von Befindlichkeiten zur interaktiven Konstruktion von Geschlecht genutzt werden. Das Empfinden und Zeigen von kulinarischer Lustlosigkeit, das Kokettieren mit Figurängsten und Schuld-bewusstsein bei „Verfehlungen“ konstruiert demnach „Weiblichkeit“. Demonstrativer Genuss, vor allem „starker“ und statushoher Speisen, sowie eine gewisse kulinarische Unempfindlichkeit z. B. gegenüber größeren Nahrungsmengen und stärkeren sensorischen Reizen, wie sie etwa durch scharfe Gewürze und hochprozentige Alkoholika hervorgerufen werden, verweisen umgekehrt eher auf „männliche“ Qualitäten. Auf diese Weise lassen sich im Umgang mit der Ernährung auch durch emotionale Haltungen, durch Lust- und Unlustgefühle „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ sozial herstellen. Gleichzeitig prägen die unterschiedlichen emotionalen Zugangsweisen und Ernährungsstile das subjektive kulinarische Erleben und produzieren somit ihrerseits spezifische, geschlechtlich differenzierte Leiberfahrungen und Gefühle.

Literatur:

1. *Setzwein, M.*: Doing gender und Essverhalten. In: *Altgeld, Th.; Kolip, P.* (Hrsg.): Geschlechtergerechte Gesundheitsförderung und Prävention. Theoretische Anker und Modelle guter Praxis, Weinheim, (i.V. 2005).

2. *Setzwein, M.*: Ernährung und Geschlecht. Umriss einer theoretischen Herausforderung. Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens, Mitteilungen, 5, 14-23 (2000).
3. *Setzwein, M.*: Sex & Food & Hierarchy. Überlegungen zum Zusammenhang von Ernährung, symbolischer Geschlechterordnung und sexueller Ideologie. In: *Jahn, I.; Voigt, U.* (Hrsg.): Essen mit Leib und Seele, Bremen, 75-98 (2002).
4. *Setzwein, M.*: Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext, Wiesbaden, (2004).
5. *Setzwein, M.*: Ernährung als Thema der Geschlechterforschung. In: *Kromka, F.; Rückert-John, J.* (Hrsg.): Gender und Ernährung. Hohenheimer Beiträge zu Gender und Ernährung 1, Universität Hohenheim, 50-72, (2004).
6. *Laqueur, Th.*: Auf den Leib geschrieben: die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt/M.; New York (1992).
7. *Herdt, G. H.* (Hrsg.): Third Sex, Third Gender: Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History, New York (1994).
8. *Villa, P.-I.*: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper, Opladen (2000).
9. *Hirschauer, S.*: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4, 668-692 (1994).
10. *West, C.; Zimmermann, D.*: Doing gender. In: *Lorber, J.; Farrel, S.* (Hrsg.): The Social Construction of Gender, London, 13-37 (1991).
11. *Teubner, U.; Wetterer, A.*: Gender-Paradoxien: Soziale Konstruktion transparent gemacht. Einleitung zu Judith Lorber: Gender-Paradoxien, Opladen, 9-29 (1999).
12. *Hirschauer, S.*: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4, 668-692 (1994).
13. *Basow, S. A.; Kobronyvicz, D.*: What is She Eating? The Effects of Meal Size on Impressions of a Female Eater. Sex Roles 28, 335-344 (1993).
14. *Hochschild, A. R.*: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle, Frankfurt/M.; New York (1990).
15. *Goffman, E.*: Interaktion und Geschlecht, Frankfurt/M. (1994).
16. *Diehl, J. M.*: Einstellungen zu Essen und Gewicht bei 11- bis 16-jährigen Adoleszenten. Schweizerische Medizinische Wochenschrift 129, 162-175 (1999).
17. *Noelle-Neumann, E.; Köcher, R.* (Hrsg.): Allensbacher Jahrbuch für Demoskopie 1998-2002, München; New York; London; Paris (2002).
18. *Kolip, P.*: Riskierte Körper: Geschlechtsspezifische somatische Kulturen im Jugendalter. In: *Dausien, B. et al.* (Hrsg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen, 291-303 (1999).

Anschrift der Verfasserin:

Dr. phil. Monika Setzwein M.A.
Suhrfeld 18

24358 Ascheffel

E-Mail: setzwein@food-and-culture.de

Internet: www.food-and-culture.de